

Deutsche Post

Organ des

„Deutschen Vereins für Lodz und Umgegend“
und der „Deutschen Selbsthilfe“.

Schriftleiter: Adolf Eichler und Friedrich Klier
Lodz, Evangelische Straße 5.
Sprechstunden: Vormittags von 11—12 Uhr
Zeitungsabgabestelle: Petrikauerstraße Nr. 85.
Anzeigenannahme: Evangelische Straße Nr. 5.
Anzeigenpreis: 30 Pfg. die sechsgelapptene Kleinzeile.

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.
Zu beziehen durch die Austräger und Straßenverkäufer. — Bei
Postbestellung nach auswärts einschließlich Zustellungsgebühr viertel-
jährlich 1.35 M. — Bezugspreis für Mitglieder des „Deutschen
Vereins für Lodz und Umgegend“, der „Deutschen Selbsthilfe“ und
der „Gewerkschaft Christlicher Arbeiter“ 0.1 f. für das Vierteljahr.

Nationales Erwachen.

Wie aus Blättermeldungen hervorgeht und auch sonst sichtbar wird, rüstet die polnische Bevölkerung zu einer nationalen Kundgebung am dritten Mai, wobei in Warschau und in Lodz unter anderen festlichen Veranstaltungen auch Umzüge stattfinden sollen. Solche Kundgebungen sind hier neu, wir als hiedere Deutsche wären nie auf den Gedanken gekommen, zu ihnen aufzufordern. Die Russen duldeten Kundgebungen und Umzüge, die einem nationalen Willen entsprangen, nicht. Offen getragene polnische Farben und Adler waren ihnen ein Grund zum Dreinschlagen mit Gewehrkolben und Kofakentute. Vom ersten bis zum dritten Mai ritten die Wächter der russischen Ordnung durch die Stadt, wehe allen, die es gewagt hätten, durch Arbeitsverweigerung, polnischrot-weiße Farben oder Adler Feiertagsstimmung zu bekunden! Rußland hat viele Gefängnisse und fern im Osten unwirtliches Land... So wurde die Freiheitssehnsucht und der Freiheitsmut eines leicht entzündbaren Volkes niedergehalten.

Nun darf der dritte Mai Feiertag sein. Polnische Farben und Adler, Stürmützen und Kniehosen — Ansätze zur nationalen Tracht! — sind eine alltägliche Erscheinung, Heldenbilder aus der Zeit des polnischen Aufstiegs und lang verbotene polnische Bücher schmücken die Schaufenster der polnischen Buchhandlungen, von denen viele deutsche Namen tragen. Und verbotene polnische Theaterstücke werden aufgeführt, polnische Vereine sind entstanden, — nationale Lebensäußerungen und Tätigkeit auf allen Gebieten! Politische Freiheit, mitten im Krieg!

Wer von uns Deutschen nicht an den Erfahrungen der weiteren und der ganz nahen Vergangenheit zum Schwarzseher geworden ist und jetzt dem nationalen Aufschwung eines Volkes beiwohnt, das lange bedrückt, gefnebelt, und gepeinigt war, mag sich wohl an diesen Erscheinungen der Gegenwart freuen.

Was wir von diesem nationalen Erwachen des polnischen Volkes zu erwarten haben, wird die Zukunft lehren. Ob es Gutes oder Böses sein wird, ruht nicht allein in seiner Hand, es hängt auch von uns ab.

Lodz ist nicht Warschau, was es nie und wird es nie sein. Und wenn auch in den letzten Jahrzehnten die polnische Bevölkerung mächtig gewachsen ist, Lodz verankert seinen Aufschwung und seine Kraft Deutschen, Juden und Polen gemeinsam. Die Deutschen waren die Ersten, die Gründer, die Förderer, die Bezwingler der starren Erde und der starren Faulheit, die das Land verkommen ließ, die Deutschen sind die Väter der hiesigen Industrie, haben Lodz reich gemacht, zur zweitbedeutendsten Industriestadt Rußlands! Sie und die Juden sind nicht wegzuleugnen, weder durch Literatur, noch durch Kundgebungen. Nicht einmal der Weltkrieg und der plötzlich entfesselte russische Haß haben es vermocht. Man lese die Namen an den Fabrikgebäuden, an den Büros, an den Kaufhäusern. Man betrachte nur aufmerksam das Antlitz unserer Stadt!

Wir sollten aus dem Verhalten der Polen lernen, lernen besonders in einem Punkte, welcher die Polen ehrt! Kaum waren die Russen fort, da waren es Polen, die trotz der nahen Front und der Russenliebe, die in weiten polnischen Kreisen mit einem Male lebendig war, auftraten, um polnische Rechte zu erhalten, die dem Rußentum entgegenstehen. Man denke an jene Lehrerversammlung vor rund einem Jahr, in der gefordert wurde, den russischen Unterricht durch den polnischen zu ersetzen, an die zahlreichen Bemühungen, das Russische — leider aber auch alles Andersvölkische — zu verdrängen. Was in der kurzen Spanne eines Jahres erreicht wurde, ist mehr als irgend jemand, der die Dinge wirklich nimmt, erwarten konnte. Besonders fällt dies auf im Vergleich gegen früher. Die öffentliche Feier des dritten Mai ist nur ein äußerer Ausdruck für das Erreichte und ein Beweis dafür, — wenn es dessen überhaupt noch bedurfte, — daß das nationale Erwachen der Polen eine Tatsache ist.

Eine Tatsache, die aber ermöglicht wurde nur durch das deutsche Schwert und durch deutschen Gerechtigkeitsinn. Deutsche österreichische Kraft und Siege segten die Gewalthaber aus diesen Landen, bauten weit, weit östlich von uns in russischen Landen das starke Bollwerk, das, eine lebendige Mauer deutscher Völker, dieses Land für immer von der Wiederkehr der Zwangsverhältnisse schützt, deutsche Verwaltung baut noch mitten im Krieg starker Hand und gerechtem Willen an der Wiederaufrichtung des Zerstorten und Niedergetretenen.

Wie steht es nun um unser nationales Erwachen? Wir haben begonnen, zu rufen und zu sammeln. Wir haben in

ein paar Wochen Tausende zu einem Verein herangeholt und arbeiten daran, daß wir stärker werden, es müssen nicht Tausende sein, die zu uns kommen, es müssen Zehntausende, Hunderttausend sein. Mancher deutsche Mann, der in früherer Zeit für sein Volkstum wirkte, aber steht beiseite, abwartend aus irgendwelchen Gründen, welche die Zeit überholt hat, ohne daß er es gewahr wurde, indes die Polen Angst, Rücksicht und das Nach-Denken hinter sich haben. Mancher Deutsche ist den Russen zuliebe — die seine deutschen Brüder in Rußland enteignet, verjagt und in den Tod getrieben — noch immer ein Russe. Und sieht nicht die Gefahr, die aus solchem Verhalten in einer solchen Zeit erwächst, da alles Deutsche drohend bedrängt wird und niemand zuverlässig ist als der Deutsche selber! Mancher ist klein in dieser Zeit, in der Gefinnung, Tüchtigkeit, Bekennermut und Opfermut alles ist!

Mag man die kommenden polnischen Kundgebungen sonst einschätzen wie man will, es liegt doch ein Protest darin, zu dem ein gewisser Mut gehört. Der Protest gegen die Tradition der Knete und der russischen Faust, die jahrzehntlang hindurch jede völkische Kundgebung erstückte. An diesen Mut müssen wir denken. Und wir müssen uns zusammennemen, daß wir Deutsche in der großen Schicksalsstunde, in der über unser aller Geschick entschieden wird, und nach ihr, eine geschlossene Einheit bilden, die stark genug ist, aufrecht zu stehen, wenn neue Stürme kommen. Wir können diese Einheit schaffen, wenn wir heute schon dahin wirken, daß alle, die einen deutschen Namen tragen, die eine deutsche Mutter hatten, Industrielle, Kaufleute, Bürger und Arbeiter nicht Interessengruppen bilden, die sich gegenseitig bekämpfen, sondern zusammengehen, um der gemeinsamen nationalen Sache willen. Schaffen wir diese Einheit als stille Kundgebung unseres deutschen Willens, dann wird Lodz, das aus seiner kurzen Geschichte als deutsches Lodz herkommt, als deutsches Lodz in die neue Geschichte hinausgehen.

Andacht

bei der Einweihung des deutschen Luise-Lyceums zu Lodz am 28. April 1916 in der Aula des deutschen Gymnasiums,

gehalten von Gouvernementspfarrer Lic. Althaus.*

Gott sei uns gnädig und segne uns. Er lasse uns sein Angesicht leuchten, daß man auf Erden erkenne seinen Weg. Amen. Wir sammeln uns in dieser Weihstunde um ein Wort des Apostels Paulus 2 Tim. 1, 2: „Ich erinnere dich, daß du erweckst die Gabe Gottes, die in dir ist!“

Liebe Deutsche! Es ist eine geschichtlich denkwürdige Stunde, die uns hier zusammen geführt hat. Mancherlei hat das Deutschland in Lodz in den letzten Monaten unternommen, um zu zeigen, daß es lebe. Und oft haben wir gefragt: ist das schon deutsches Leben? Reden, auch über deutsche Zukunft reden, ist noch nicht Leben. Versammlungen sind noch nicht Leben. Was heißt Leben für ein Volk? Seine Zukunft bauen. Nur das Volk lebt und nur soweit lebt es, als es bewußt seine Zukunft baut. In den vergangenen Monaten haben so oft deutsche Leute hier in Lodz um die deutsche Zukunft sich gesorgt und geklagt: Ach, die Zukunft ist so dunkel und liegt im Nebel, wenn wir doch endlich Gewißheit hätten! Das ist undeutsch und unmännlich. Heute ist es vorbei. Wir reden nicht mehr über die deutsche Zukunft, wir fragen und klagen nicht mehr, sondern wir bauen sie in stiller Arbeit. Wir haben es gelernt: nur dann haben die Deutschen ein Recht, auf deutsche Opfern in Polen zu hoffen, wenn sie selber mit allen Kräften aufstehen und deutsche Opfern schaffen.

Was heißt: die Zukunft bauen? Es heißt die deutsche Jugend, deutsche Knaben und Mädchen, zu deutschen Leuten erziehen. Ob die deutsche Zukunft im polnischen Lande trübe oder hell sein wird, das wird nie und nimmer an den Verhältnissen liegen, sondern an uns Deutschen. Kein Volk stirbt durch Gestaltung der politischen Verhältnisse. Es stirbt nur, wenn es nicht leben will. Wir nehmen in dieser Osterwoche gerne das mächtige Osterwort auf die Lippen: Ich will nicht sterben, sondern leben. Deutsches Volk, das ist die Frage, ob du leben oder sterben willst. Aber wir wollen nicht sterben. Das ruft diese große Versammlung, das bezeugt das schöne Werk, das heute begonnen wird. Jedermann weiß, was für die Zukunft eines Volkes seine Töchter bedeuten. Das deutsche Leben geht von innen nach außen. Seine Keimzelle ist das deutsche Haus. Im deutschen Hause aber bestimmt den Geist die deutsche Frau, das deutsche Mädchen. Das gibt

dieser schlichten Weihstunde, in der wir stehen, ihre geschichtliche Größe: wir rüsten uns zu der Saat, aus der eine volle Ernte in Polen wachsen und reifen soll.

Mit einer Andacht beginnen wir und stellen uns vor Gottes Angesicht. Nicht bloß um einer lieben Sitte willen. Sondern weil es deutlich bezeugt werden soll: Wir wissen, daß wir mit diesem Werke, das heute begonnen wird, einen Gottesdienst tun. Wir erfüllen eine heilige Pflicht vor Gott: „Ich erinnere dich, daß du erweckst die Gabe Gottes, die in dir ist.“

Kein schöneres Wort kann man über den schönsten Beruf, den Erzieherberuf, schreiben als dieses: erwecke die Gabe Gottes, die in dem Kinde ist. Nicht alle Kinder in ein Schema zwingen, sondern mit den Augen der Liebe den Gottesgedanken erschauen, der in jedem einzelnen Menschentum wieder besonders beschlossen liegt; dem Kinde nicht allerlei Wissen und Wollen an-bilden, sondern die tiefsten Gaben, die Gott in ein getauftes deutsches Christenkind gelegt hat, ausbilden und besonders gegen Verderbnis schützen — das ist rechte Erziehung.

Heute aber finden wir deutschen Leute oft em Paulusworte noch einen anderen Sinn. Diese große Zeit ruft uns mächtig zu: Deutsches Volk, ich erinnere dich, daß du erweckst die Gabe Gottes, die in dir ist! Wir Deutschen sind allezeit Künstler darin gewesen, die schönen Gaben, die Gott in anderer Botschaft gelegt hat, zu erkennen, zu erheben und von ihnen zu lernen. Das soll auch so bleiben. Den Ruhm, wie kein anderes Volk dieses Verständnis für anderer Eigenart zu haben und unbegrenzte Lernfähigkeit zu besitzen, wollen wir uns nicht nehmen lassen. Auch die deutschen Mädchen sollen jene deutsche Kunst weiter pflegen. Daß nur bei alledem unsere heiligste Gottespflicht nicht vergessen werde: ich erinnere dich, daß du erweckst die Gabe Gottes, die in dir ist!

„Die Gabe Gottes, die in dir ist! Wenn irgend etwas, dann hat uns der Weltkrieg wieder Stolz und Freude an den reichen Gaben, die Gott in unser Volk legte, gelehrt. Nach einer alten Sage unseres Volkes öffnet sich am Johannisstage der Berg und man schaut tief in die Schätze des Berges hinein. Das ungeheure Erdbeben dieser Tage hat den deutschen Berg aufgeschlossen. Unsere Augen schauen entzückt in unseres Volkes herrliche Schatzkammer. Wie sind sie zu Ehren gekommen, Gottes Gaben an die Deutschen. Das alte deutsche Lied, das in dem Ringen unserer Tage gesiegt hat, die Herrlichkeit der deutschen Kaiser-geschichte, die echte deutsche Treue; die zarte deutsche Gewissenhaftigkeit, die Wucht und der Ernst deutscher in Gott gegründeter Kraft, die Tiefe echten deutschen Gemütes — alles verkörpert in der bezwingenden Gestalt Dr. Martin Luthers. Ich bitte die Lehrer und Lehrerinnen, die diese Kinder unterweisen sollen, die Eltern und alle, die für die deutschen Mädchen verantwort-lich sind: daran wollen wir arbeiten, daß seine herrlichen Kleinodien an unseren deutschen Töchtern von Lodz zu leuchten beginnen und strahlen mitten unter fremdem Volke: deutscher evangelischer Christenglaube in aller seiner Tiefe und Innigkeit, deutsche Fähigkeit, sich von Herzen für ein Edles zu begeistern und einzusetzen, deutsche Zartheit des Gemütes. Laßt uns die alten Schätze unseres Volkes heben!

Und nun noch einmal: „Ich erinnere dich, daß du erweckst die Gabe Gottes, die in dir ist.“ Dieses Wort gilt den deutschen Frauen und Mädchen noch in besonderem Sinne. Gott hat in die Frauen eine Gabe gelegt, die für unsere Tage vor allem unentbehrlich ist. Die ganze Entwicklung unserer modernen Kultur hat es dahin gebracht — und in Lodz, der Industriestadt droht diese Gefahr sehr nahe! —, daß das Bezahlbare in der Welt am meisten gilt. Darum brauchen wir heute unsere deutschen Frauen und Mädchen, daß sie uns helfen, Auge und Herz zu behalten für das Unbezahlbare, uns vorzugeben, daß das Unbezahlbare, die stillen Werte des Gemütes, wichtiger sind als das, was man bezahlen kann. Unsere gesamte Kulturentwicklung birgt die Gefahr in sich, daß unser Volk seine Wacht in der Kraft seiner Arme, in der nach außen gewendeten Arbeit der Politik und Wirtschaft allein finde und nicht wache an der verborgenen Kraft der Seele. Es herrscht unter uns das Ideal der Männer, aufzugehen und unterzugehen in unserem Berufe. Da blicken wir auf die Frauen und Mädchen: sie sollen, wie in alten Zeiten, Priesterinnen des heiligen deutschen Herdfeuers sein und durch all ihr Wesen und Wirken immer wieder bezeugen, daß es jenseits aller Berufsarbeit das unerfälschte und über alles wichtige Gebiet des persönlichen Lebens gibt, der Gemeinschaft von Mensch zu Mensch, das Reich des Gemütslebens deutscher Familien. —

Verehrte Freunde, in großer Zeit beginnen wir dieses Werk, in dem furchtbarsten aller Kriege die schönste Arbeit des Friedens. Ein Friedenswerk — und doch auch Kriegsarbeit: das Ringen eines Volkes um die Seele seiner Jugend, das Kämpfen um seine eigene Zukunft. Es ist uns, als hörten wir heute die Stimme des ehrwürdigen deutschen Geistes der Vergangenheit: „wo sind meine Söhne und Töchter?“ Was antworten wir? Deine Söhne stehen für deutsche Ehre und deutsche Freiheit im heißen Kampfe und bluten. „Wo sind meine Söhne und Töchter in Polen?“ Ach, so viele haben dich vergessen um fremder Art willen und schämen sich dein. Deutsche Töchter schämen sich ihrer Mutter. — Wir wissen, wie der deutsche Geist sein Antlitz verhüllt vor allem diesem, wie er die entlaufenen deutschen Söhne und Töchter bitterer klagt als um die an der

* Die Andacht wird hier in vollständigen Wortlaut abgedruckt bei der Feier wurde aus Zeitgründen gekürzt

Maas gefallenen Kämpfer, bitterer und ohne Stolz. Wir aber rufen: Nein! So soll es nicht bleiben. Das ganze Werk, das heute beginnt, und wir insgesamt, die hinter ihm stehen, rufen ein entschlossenes „Nein!“

In mächtiger Stunde, während im Osten und Westen deutsche Geschütze donnern, legen wir die Hand an die Arbeit. Möge man es dem jungen Kinde, das wir heute taufen, möge man es den Lehrern und Lehrerinnen, den Unterrichtsstunden vom ersten Tage an anmerken, daß die große deutsche Stunde heilig ist. Mögen es die Kinder, die hier unterrichtet werden, zeitlebens nie vergessen, sondern allezeit in ihrer ganzen Art bezeugen, daß sie das Glück hatten, in der gewaltigen deutschen Entscheidungszeit als deutsche Mädchen erzogen zu werden. Die Sprache dieser Tage muß ihnen im Ohr klingen, solange sie atmen. Darum wollen wir arbeiten, den Blick zu unserem Gott und Vater gewandt mit dem alten Gebetswunsche: der Herr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns. Ja, das Werk unserer Hände wolle er fördern. Amen."

Die Eröffnungsfeier nahm einen ernsten und würdigen Verlauf. Nach der Andacht des Herrn Gouvernementspfarrer Lic. Althaus, der ein gemeinschaftlich gesungenes Lied vorausgegangen war, hielt Herr Direktor v. Elz die Eröffnungsansprache. Er wandte sich an die Gäste, an die Eltern und Angehörigen der Schülerinnen und schließlich mit herzlichsten Worten an die Mädchen selber. Das Lyceum soll nach seinen Worten den Namen Luise-Lyceum tragen, zum Andenken an die Königin Luise, die jedem Deutschen als die Verkörperung edelster deutscher Frauenart und Frauenwürde heilig ist. Ein Hort des Deutschtums soll das Lyceum werden. Se. Excellenz Generalleutnant Barth betrat nach ihm das Podium und gab seinen herzlichsten Wünschen für die Fortführung des begonnenen Werkes Ausdruck. Herr Direktor v. Elz drückte er zum Zeichen des Dankes die Hand. Der Männerchor der St. Johannis-Kirche sang den Spruch „Heilig ist der Herr“. Daran schloß sich ein gut ausgearbeiteter lehrreicher Vortrag über „Die deutsche Hanse“, den Herr Oberlehrer Treut hielt. Herr Dr. Müller von der deutschen Schulbehörde in Warschau sprach den Förderern des Lyceums seinen Dank aus und wünschte dem Lyceum ein gutes Gedeihen. Das Lied „Segne und behüte“ schloß die Feier. Unter den Gästen befanden sich der Militär-Gouverneur Generalleutnant Barth, der Ortskommandant Oberstleutnant v. Braunschweig, als Vertreter des Herrn Polizeipräsidenten Regierungsrat v. Bernerich, Oberbürgermeister Schoppen, der Deputierte für die Mittelschulen beim Verwaltungschef Dr. Müller (Warschau) und Schukrat Sakobielski.

Mit den Worten des Herrn Direktor v. Elz wünschen wir, daß das Luise-Lyceum, dessen Notwendigkeit an dieser Stelle oft besprochen worden ist, ein Hort des Deutschtums werden möge!

Aus der Leidenszeit der Deutschen in Rußland.

(Mitgeteilt von Josef Schmidt, derzeit in Wolhynien.)

Nach der zweiten endgültigen Vertreibung der russischen Nordbrenner- und Minderer-Heere aus Ostpreußen durch Hindenburg im Januar 1915 suchten die russischen Kriegsheere wieder einen Sündenbock, auf den sie die Schuld ihrer vernichtenden Niederlage schieben können. Das erste Mal, im September 1914, mußte General Rennenkampf wegen seiner deutschen Abstammung und seines deutschen Namens herhalten; diesmal wurde die Schuld dem deutschen Volke in Rußland überhaupt zugeschrieben. Der Führer der rechten Parteien, Markow, sagte damals in der russischen Reichsduma unter anderem: „Die Schuld an dem Verlegen des russischen Heeres liegt an der Spionagetätigkeit der deutschen Kolonisten in Rußland, die auf jeden Fall ihrer Güter verlustig gehen mußten, die ihnen durch die Schwachheit früherer russischer Herrscher übertragen worden sind.“

Der Vater dieses Gedankens, dieser ungeheuren Verleumdung der russischen Untertanen deutscher Nationalität, war der russische Deutschenhaß und der damit verbundene Wunsch, die Deutschen in Rußland zu vernichten. Kein Wunder, daß die Worte Markows glaubhafte Ohren fanden und nun in diesem Sinne gehandelt wurde. Bis Mitte Mai 1915 waren viele Deutsche aus Rußisch-Polen und den westlichen Grenzländern Rußlands von ihrer Heimat ver-

trieben und nach Sibirien in Not und Elend verschickt worden. Einige Wochen später traf das gleiche Los auch die Deutschen in Wolhynien. Hier wurden, nach Angaben russischer Zeitungen, rund 40 000 Deutsche von Haus und Hof vertrieben. Ein Augenzeuge berichtet darüber:

„Anfangs Herbst 1915 erhielten wir den Befehl, daß alle Deutschen binnen zehn Tagen in der Richtung nach Nordosten auszuwandern müssen. Nach zwei Tagen kam der Befehl, daß jene Deutschen, deren Söhne, und jene Frauen, deren Männer beim russischen Heere sind, bleiben dürfen. Nach weiteren drei Tagen kam ein dritter Befehl, der bestimmte, daß alle Deutschen fort müssen. Nun wußten wir nicht, wie wir dran sind. Wir beschloßen, unter Führung unseres Pastors Loppe in Luzk zum Gouverneur nach Luzk zu gehen und ihn um Austunft zu bitten.“

An tausend Deutsche standen wir da vor dem Gouverneur, der uns einfach in barbarem Tone sagte, daß morgen alle Deutschen fort müssen. Unser Pastor sollte sprechen, er fand aber kein Wort für uns; da trat ein deutscher Bauer, der selbst drei Söhne beim Heere hatte, vor und sprach: „Bitte, Herr Gouverneur, um Verzeihung, wenn ich mir erlaube, zu fragen, warum wir Deutschen fort sollen, keiner von uns ist sich einer Schuld bewußt. Wir haben Rußland, das unsere ererbte Heimat ist, gerade so treu gedient, wie die Polen, Russen und Juden und diese können hier bleiben und wir sollen fort.“ Da schrie der Russe: „Es ist der Befehl des Zaren, morgen müßt ihr alle fort!“ Der Bauer antwortete: „Verzeihung! Aber wir müssen uns doch erst zur Reise alles herrichten, der Eine muß seinen Wagen herrichten lassen, der Andere muß seine Pferde beschlagen lassen; wir müssen uns Brot baden und was sollen wir mit unserem Vieh und unseren Sachen anfangen, das wir nicht mitnehmen können?“ Darauf der Russe: „Also gut, ich gebe Euch noch zwei Tage Zeit, da könnt Ihr das Vieh verkaufen und die andern Sachen lassen in den Häusern und Scheunen stehen.“ Der Deutsche fragte dann noch: „Bitte Herr! Wo hin sollen wir ziehen? Wir sind meistens Familien mit vielen kleinen Kindern und auch alten Leuten, die eine lange Reise ohne Obdach und Lebensmittel nicht mitmachen können.“ Da schrie der Russe: „Zieht zum Teufel!“ und ließ die Deutschen stehen. Nach zwei Tagen wurden alle Deutschen von Kosaken aus ihren Wohnhäusern vertrieben, in Torczyn (östlich Luzk) gesammelt, und tags darauf bewegte sich der lange traurige Zug, durch russische Rohheit heimatlos gemachter Deutschen des Zucker Landes nach Osten, nach Sibirien, der Not, dem Elende und dem Tode zu.

Nach vier Wochen Wanderung, während welcher kurzen Zeit schon viele Kinder der Vertriebenen infolge der ungesunden Verhältnisse einer solchen Reise starben, kam dann der Befehl, daß jene deutschen Sippen, deren unmittelbare Angehörigen beim Militär im Felde stehen in ihre Heimat zurückkehren dürfen, die anderen müssen nach Sibirien.

Als wir zurückkamen, es war anfangs August, fanden wir in neuen Häusern Ruthenen aus Galizien sitzen. Das war eigentlich für uns noch ein Glück, weil dadurch die Häuser nicht leer standen und nicht ausgeplündert wurden, wie jene Häuser in denen niemand wohnte. Es dauerte nicht lange, da hörten wir jenen Kanonendonner. Die Russen zogen immer mehr gegen Osten. Der Kanonendonner kam immer näher. Wir Deutschen erwarteten mit Sehnsucht, auf das hin, was uns die Russen angetan haben, den Abzug der Russen und den Einzug der Oesterreicher. Die Polen blieben auch hier, ihnen war es alles eins, ob der Russe hier ist oder der Oesterreicher, aber der Russe wäre ihnen lieber gewesen. Die Russen und Ruthenen zogen mit dem russischen Heere ab. Anfangs Scheidings kamen die Oesterreicher, wir waren erküßt! Aber was wird mit unseren Leuten werden — gut zwei Drittel aller Deutschen in Wolhynien — die nach Sibirien vertrieben wurden?!

Als Gegenstück zu der rachsüchtigen Quälerei der Deutschen in Rußland durch die Russen, sei hier ein Brief wörtlich angeführt, den eine deutsche Frau, die vor vier Jahren aus Wolhynien nach Ostpreußen ausgewandert ist, an ihre Verwandten in Wolhynien schrieb. Der Brief lautet: „Angerburg, am 25. 1. 1916. Gott zum Gruß und Jesum zum Trost! Herzgeliebter Schwiegervater und Mutter und all die Lieben in Eurem Hause, die da noch am Leben sind! Es freut uns alle sehr, daß wir doch wieder von Euch ein Lebenszeichen hörten. Wir sind Gott sei Dank noch alle am Leben und haben viel von Euch gesprochen, wo Ihr wäret und wie es Euch gehe und haben oft geweint, wenn wir in den deutschen Zeitungen gelesen haben, wie es den

deutschen Leuten in Rußland geht. Es war auch für uns sehr bitter und schwer in dieser Kriegszeit wegen den Russen. Wir waren im Jahre 1914 auch drei Wochen geflüchtet, dann kamen wir Ende September wieder zuhause auf zwei Monate, haben gesät und Kartoffel ausgemacht, dann mußten wir wieder fort und waren fünf Monate im Hannoverlande. Dort haben wir es sehr gut gehabt, wir haben gutes Essen und Trinken bekommen, waren in warmen Zimmern! Wir waren alle mit Vieh und Pferden hier. Für uns alle hat unser guter Kaiser gesorgt und alles bezahlt. Als wir dann im April 1915 zurückkamen, fanden wir garnichts mehr vor, keine Sachen, kein Heu, keinen Halm Stroh. Da ging das Weinen los. Aber Gott sei Lob und Dank, da dachten wir an Gottes Wort: „Seht die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht und ernten nicht und dem himmlischen Vater nähret sie doch.“ Und es wurde Wahrheit. Unser Staat hat gesorgt, daß keiner zu Klagen und zu hungern braucht. Wir haben Brot und zu essen was wir brauchen. Wir bekommen auch Kriegsvorentscheidung. Ich habe schon 3744 Mark und 1522 Mark bekommen und für das, im Frühjahr 1915 noch angebaute Feld bekommen wir noch Prämien. Dafür habe ich 175 Mark bekommen. Aus anderen deutschen Provinzen haben wir viele Liebesgaben: Kleider, Wäsche, Schweine, Hühner, Enten, Gänse, Vieh und Pferde bekommen. So sorgt unser Kaiser für seine Leute! Wer abgebrannt ist, dem werden die Gebäude aufgebaut. Nicht so der Russe, der stiehlt und brennt und keiner bekommt eine Hilfe! Dem kann und wird es nicht gut gehen, weil er die unschuligen, armen Leute so quält.... Lieber Schwiegervater und Mutter, teilt mir doch mit, wo Gustav und Wilhelm in Gefangenschaft sind; die können glücklich sein, daß sie aus dem russischen Rachen raus sind und Ihr alle! So muß ich schließen und grüße Euch als Eure Schwägerin D. S. Ein Gruß von Hulda mit ihrem kleinen Sohn Willi und einem Gruß von Ottilie und Albert und den übrigen! Auch muß ich Euch mitteilen, daß unser Wilhelm schon ein Jahr und 4 Monate im Kriege ist und gesund ist und der Johann auch. Noch einen Gruß zu guter Letzt von mir, lieber Schwiegervater und Mutter!“

Lodzzer Woche.

Ueber das wichtigste Geschehnis der vergangenen Woche, die Eröffnung der deutschen höheren Mädchenschule, berichten wir an anderer Stelle der gleichen Ausgabe. Sonst ist wenig zu verzeichnen.

Vom ersten Mai ab ist es dem Publikum gestattet, Privattelegramme unmittelbar bei der Telegrammanstaltstelle, Meyerstraße 4, abzugeben. Nach wie vor werden nur dringliche Telegramme in einer Höchstlänge von 15 Worten angenommen. Die Dringlichkeit ist nachzuweisen. Die Telegramme unterliegen einer nachträglichen Zensur und können an den Absender zurückverwiesen werden.

Eine amtliche Bekanntmachung, die vor Östern veröffentlicht worden ist, besagt, daß „alle Personen, die in den Straßen der Stadt Lodz so herumtorkeln oder verschmutzt oder verlaust getroffen werden, daß ihr verwahrloster Zustand öffentliches Nergernis erregt“, in Zukunft ohne weiteres in Haft genommen werden. Dort werden sie unter Aufsicherung des Haupt- und Bartharates entlausen und erst dann freigelassen, wenn sie ihre Kleider gereinigt und in Ordnung gebracht und die entstandenen Unkosten abgearbeitet haben. — Diese Verfügung wird von vielen, die den „Befehlen zur Sauberkeit“ (Zwangereinigung der Wohnungen usw.) anfänglich mit unbehaglichem Gefühl gegenüberstanden, aber angesichts des unbestreitbaren Segens, den diese Befehle gestiftet haben, schnell zu einer besseren Ansicht kamen, ohne Vorbehalt begrüßt werden. Die Erkenntnis wächst, daß jedes verwahrloste Individuum in einer Zeit, in der ansteckende Krankheiten so häufig sind wie in der unseren, eine Gefahr für die Allgemeinheit bildet! Und, es gibt noch schmutzige Bärte in Lodz!

Nach dem Flecktyphus ist es die Krätze, die seit einiger Zeit zur Plage wird. Die Gesundheitsdeputation beim Magistrat hat, um einer weiteren Ausbreitung der ekelhaften Krankheit entgegenzuwirken, an der Herrenstraße 115 eine Entschlackungsanstalt eingerichtet, in der Arme unentgeltlich, Leute, die zahlen können, gegen geringes Entgelt behandelt werden.

Der Magistrat der Stadt Lodz hat beantragt, die Grenzen, innerhalb deren nur massive Bauten — also keine Holzhäuser! — errichtet werden dürfen, neu festzusetzen. Die darauf be-

Lodz in der Literatur über den Weltkrieg.

(Fortsetzung.)

Einen Ausschnitt aus den Novembertkämpfen bei Lodz bietet uns der als Verfasser eines Bändchens Kriegsgedichte („Kriegsbeute“, Verlag von Adolf Bonz und Komp., Stuttgart) bekanntgewordene Ernst Wachler, der als Offizier die Umgebungsbewegung der Division Vikmann bei Rzgow mitmachte, in seinem Büchlein „Der Durchbruch von Brzeziny“. Der Ausmarsch der Abteilung erfolgte von Brzeziny. „Dunkel hörte man, daß die Russen in Lodz eingesperrt werden sollen, daß sich der Ring der deutschen Heeresgruppen immer dichter um diese Stadt zusammenschloß und uns anscheinend die Aufgabe zufiele, im Südosten den Kiebel zuzuschieben. Natürlich waren dies nur Annahmen; denn es ist bekannt, daß außer den höheren Führern niemand über Sinn und Ziel der Maßnahmen unterrichtet ist.“ — Ueber Baby und Wola Bistupka gelangte die Abteilung nach Tuschin. Hier wird sie von russischen Verstärkungen angegriffen. „Der Feind feuerte von einem Waldbrande aus von Westen her; ebenso aber auch von Osten; so daß der merkwürdige Umstand eintrat, daß unsere Artillerie nachmittags ihre Geschütze einfach umdrehte und statt nach Westen, von nun ab nach Osten schöß. Aber auch von Norden bekamen wir Feuer; und so viel ich mich erinnere, besagte eine Meldung, daß ein russisches Reiterregiment im Nordwesten von uns auf der Straße von Babianice nach Rzgow im Anmarsch begriffen sei, so daß sich also feindliche Heeresabteilungen zwischen uns und die Stadt Lodz schoben. In deren Richtung — nach Nordwest — bewegte sich nämlich unser Marsch, seit wir bei dem südlichen Vormarsch von Brzeziny über Bendlow längs der Bahn bei Baby auf Widerstand durch den Feind gestoßen waren, dem wir anscheinend nach Nordwesten zu ausweichen. Ein Durchbruch nördlich nach der nahegelegenen, nur 8 Kilometer entfernten Großstadt Lodz ist anscheinend unmöglich. Ob der große Versuch, die russischen Heere in Lodz einzukreisen, mißlungen ist? —

Der Umstand, daß wir nunmehr von drei Seiten her unter Feuer genommen werden, stimmt doch einigermaßen nachdenklich; denn zum mindesten scheint er auch im modernen Kriege ungewöhnlich genug.“

In der Nacht erfolgte der Abmarsch nach Rzgow, das bei Tagesanbruch erreicht wurde. „Die Truppenmassen hatten sich kaum entfaltet, als es auch schon zur Schlacht kam. Unser Regiment hob nach Westen zu mehrere Schützengräben nach dem Feinde zu aus. Dahinter in einem besonderen kleinen Grabenstück nahm der Stab des Regiments und unseres Bataillons Platz; daran anschließend unser Unterstab. Beim Ausschachten legte der Major, dem ein Mann nicht schnell genug arbeitete, selbst Sand an; übrigens das beste Mittel, sich bei dem starken Frost zu erwärmen; und wir jüngeren Offiziere folgten seinem Beispiele. Da alles um die Wette grub, ward das kleine Grabenstück bald fertig.“

Am Nachmittag der Schlacht bei Rzgow ging ich mit einigen Weisungen in das Dorf; freilich mußte man dabei aufpassen, nicht gerade an Stellen zu geraten, wo voraussichtlich Granaten einschlagen würden. Auch in der Beurteilung der Einschläge dieser Geschosse bekommt man allmählich einige Übung, so daß man sich immerhin etwas vorsehen kann. Das winterliche, vom Frost harte Feld war vielfach schon von Granaten aufgewühlt, deren Einschläge Trichter von mehreren Metern Durchmesser bildeten. Auch der Regimentskommandeur war ins Dorf gegangen, um persönliche Führung mit dem höheren Vorgesetzten zu nehmen. Zurückgekehrt, suchte ich in der Dunkelheit auf Wunsch des Majors unsere vorderen Gräben auf, erkundigte mich, wie es dort stünde, und erstattete dem Bataillonkommandeur Bericht. Da das feindliche Feuer, wie gewöhnlich, sehr nachgelassen hatte, wurden nunmehr unsere Feldtüchen unter Beobachtung der größten Vorsicht, hinter einer Bodenwelle möglichst gedeckt so weit vorgezogen, daß die Leute aus den Schützengräben in Abteilungen, zurückgehend und sich wechselseitig ablösend, warmes Essen — das erste am Tage — einnehmen konnten. Auch wir Offiziere bekamen unseren Anteil Suppe mit Fleisch; für solche Gelegenheiten führen unsere

Feldküchen einiges nett aussehende Blechgeschirr — Suppenteller und Löffel — mit. Es war gegen 6 Uhr geworden, das Schießen ziemlich verstummt. Der Major machte, von einem Gang ins Dorf zurückgekehrt, uns die Mitteilung, daß wir jedenfalls die Nacht im Freien in unserem Grabenstück verbringen würden; bei dem strengen Frost keine sehr angenehme Aussicht. Wir beschloßen daher, es uns wenigstens so behaglich wie möglich zu machen. Der Graben wurde bis auf eine kleine Ecke mit Zeltbahnen überdacht, noch mehr Stroh hineingestopft; eine kleine Windlaterne mit Kerze bildete die etwas kümmerliche Beleuchtung; darauf rücte man so nah als möglich zusammen, damit die nötige Wärme erzeugt wurde. Für Leute mit langen Weinen ist solche Hoderstellung auf die Dauer schwierig, auch wenn man ab und zu wieder die Glieder seitwärts ausstreckt, damit sie nicht völlig einschlafen. Rechts von uns hockte der Unterstab; und da die Behausung sehr niedrig und eng war, die Ausgangstüren sich aber an der Seite des Unterstabs befanden, so war turnerische Gewandtheit nötig, um über die verschiedenen Hindernisse hinweg ins Freie zu gelangen. Sehr ruhig war unsere Stimmung nicht; denn es ward immer klarer, daß die Division von drei Seiten vom Feinde umschlossen ist, mit den anderen Heeresteilen die Fühlung verloren hat, und stets den einzigen, ihr nicht versperrten Ausweg durch nächtliche Eilmärsche aussucht, da sie sehr schwach ist. Nur der Major trug einen unerschütterlichen Gleichmut und völlige Zuversicht zur Schau; er äußerte sich aber wenig über unsere allgemeine militärische Lage, so daß es unschicklich gewesen wäre, mit Fragen in ihn zu dringen.

Als wir glücklich unsere Vorbereitungen für die Nacht beendet hatten und uns eben anschickten, etwas zu schlafen, kam unerwartet der Befehl zum Aufbruch. Das Regiment sammelte sich still nach rückwärts an der Dorfstraße; und nach geraumer Zeit rücte die gesamte Division auf demselben Wege, den wir gekommen waren, ab. Bei der Bewegung einer so gewaltigen Truppenmasse geht es leider selten ohne Lärm ab, und das erwünschte stille Loslösen vom Feind ist keineswegs einfach, da in der Nacht, sobald das Feuer aufgehört hat, jeder Schall weithin

gültigen Pläne liegen bis zum 12. Mai in der Abteilung I des Kaiserlich Deutschen Polizeipräsidiums zur Einsichtnahme auf. Einwendungen können bis zu dem genannten Tage erhoben werden.

Die Pferde, die, gleich den Menschen, ein paar schlechte Monate hinter sich haben, dürfen nach einer behördlichen Verfügung wieder Hafer bekommen, und zwar bis zu drei Pfund täglich. Beachtenswert ist auch die Bekanntmachung, daß in den Orten Lobj, Brzeziny, Tuszyn, Ujazd und Strypow vom 1. Mai ab Pferde übermüde abgehalten werden, um den Heeresbedarf an Pferden zu decken. Alle Pferdebesitzer in der noch festzusetzenden Bezirke sind verpflichtet, ihre Pferde vorzuführen. Wer verneinen will, daß ihm gute Zucht- oder notwendige Arbeitspferde weggekauft werden, muß eine vom Magistrat oder Gogt beglaubigte Bescheinigung darüber vorweisen, daß er die Pferde nicht entbehren kann.

Aus unserem Vereins- und Gesellschaftsleben.

Der Generalsekretär des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ in Lodz.

Am Donnerstag der vergangenen Woche traf der Generalsekretär des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“, Herr Alfred Geiser, in Lodz ein, um sich aus eigener Anschauung ein vollkommeneres Bild über das hiesige Deutschtum zu machen, als es durch fremde Berichte und Schilderung vermittelt werden kann. Der Verein für das Deutschtum im Ausland wirkt bekanntlich überall hin, wo ausgewanderte Deutsche lebhaft geworden, ihrer Väter Art und Sitte aber treu geblieben sind und in der Fremde den schweren Kampf um die Erhaltung ihres Volkstums kämpfen. Besonders viel hat der Verein zur Förderung des deutschen Schulwesens im Auslande beigetragen. Er kann auf diesem Gebiet und in anderer Hinsicht auch uns Deutschen in Polen eine Stütze sein, wenn wir ihrer bedürftigen und ihrer würdig sind.

Den ersten Tag seines Aufenthalts in Lodz widmete Herr Geiser der Erfassung der deutschen Schulverhältnisse. Ein gleiches hatte er in Warschau getan, von wo er überreichende, freudige Botenschaft mitbrachte. Vielleicht wird bald des näheren darüber geschrieben werden können. Wir gaben dem Gast Bericht über die Lage des Deutschtums in Polen, über die Gründung und erste Tätigkeit des „Deutschen Vereins für Lodz und Umgegend“, dem der „Verein für das Deutschtum im Ausland“ lebhaftes Interesse entgegenbringt. — Am Freitag fuhr er in Begleitung der Herren Hesse und Günther nach Konstantinow, um die Ruinenstadt zu sehen und gleichzeitig mit Freude zu erkennen, wie dort zwischen Trümmern neues deutsches Leben blüht. Schnell zusammengerufen Mitglieder der acht Tage vor Ostern gegründeten Ortsgruppe des „Deutschen Vereins“ gaben ihm in schlichter Weise die Versicherung, daß es hierzulande — trotz alledem! — Deutsche gibt, die an ihrem Volkstum festhalten und tüchtig arbeiten wollen, um den deutschen Bau in Polen stark zu machen. Die herzlichen Worte, die Herr Geiser an die Deutschen in Konstantinow richtete, fanden herzlichen Widerhall. — Nachmittags fuhr die Herren Geiser, Eichler, Fliertl und Hesse nach Pabianice. Dort hatten sich Vorstand und Ausschussmitglieder des „Deutschen Hilfsvereins“ versammelt. Herr Geiser hielt eine Ansprache. Seine ersten Mahnungen und frischen Ermunterungen fielen auf guten Boden. Es wurde über verschiedene Angelegenheiten gesprochen. Besonders Interesse bekundete Herr Geiser für die geplante Errichtung einer deutschen Mittelschule in Pabianice. — Für den nächsten Morgen war eine Fahrt nach Sulzfeld, eine der deutschsten Kolonien im Lande, verabredet. Willig unerwartet traf die Herren Geiser, Eichler, v. Elz und Fliertl dort ein. Rasch kamen ein paar Duzend Mitglieder der Ortsgruppe zusammen, vom Feld, von der häuslichen Arbeit, deren es vor dem Feiertag genug gab, um den Gast zu begrüßen. Herr Geiser gab seiner Freude Ausdruck über den Eifer, mit dem die deutschen Landwirte bei der Sache sind, er erzählte ihnen von deutschem Leben und deutscher Arbeit in anderen Ländern und ermahnte die schlichten Leute, an ihrer heimischen Sitte, die sie hundert Jahre treu behütet haben, weiter festzuhalten. Er versprach, alles zu tun, was in seinen Kräften steht, um die Blicke des alten Muttervolkes hierher nach Polen zu lenken, damit wir nicht

länger die Vergessenen sind, als die wir uns vielleicht manchmal gefühlt haben. Die Herren Eichler, v. Elz und Fliertl sprachen ein paar Worte über die Vereinsarbeit. Herr Lehrer Fliertl dankte dem Gast. — Am Nachmittag des gleichen Tages wohnte der Gast einer gemeinsamen Sitzung des Vorstandes und Ausschusses der Hauptleitung und der Ortsgruppe Lodz bei. Auch dort sprach Herr Geiser in zu Herzen gehender Weise, schilderte Erfahrungen, gab Ratsschläge und zeigte uns manchen Weg. Einverständnis wurde beschloffen, mit dem „Verein für das Deutschtum im Ausland“ in engere Fühlung zu treten.

Ortsgruppe Ruda.

Am Osterdienstag versammelten sich in der Villa Zern in Ruda die Mitglieder der Ortsgruppe zum ersten geselligen Zusammensein. Der Vorsitzende der Ortsgruppe, Herr Ortsvorsteher Muthmann hieß die Erschienenen herzlich willkommen, worauf Redakteur Fliertl eine Ansprache an die Versammelten richtete. Die Frl. Krenz und Zern boten einige hübsche Vorträge auf dem Klavier. Frl. Zern sang mit gutem Ausdruck Lieder. Herr Krenz spielte auf der Geige.

Während einer Pause machte Herr Muthmann darauf aufmerksam, daß es notwendig ist, ein erhöhtes Augenmerk darauf zu richten, daß die von deutschen Eltern aufgebrauchten Mittel für Schulzwecke wirklich in erster Linie den Kindern deutscher Eltern zugute kommen. Bisher sei dies nicht in wünschenswertem Maße der Fall. Schließlich machte er noch die Mitteilung, daß die Ortsgruppe die Errichtung eines Analphabetenkurses plant. — Der Unterhaltungsnachmittag nahm einen anregenden Verlauf, wenn auch deutlich zu erkennen war, daß die Mitglieder sich erst persönlich näher kennen müssen. Da all unsere deutsche Arbeit in dieser Zeit eine enge Gemeinschaft erfordert, möchte man dies erwünschen.

Ortsgruppe Rombien.

Am Osterdienstag hielt Herr Dr. Thiele vom Hygienischen Institut in Lodz vor den Mitgliedern der Ortsgruppe Rombien des „Deutschen Vereins“ einen volkstümlichen Vortrag über Bodenbeschaffenheit, Bodenbearbeitung, über zweckmäßige und nützbringende Anwendung von natürlichen und künstlichen Düngern und über die Vertilgung des Unkrautes. Der Redner verstand es in ausgereicherter Weise seine Ausführungen den Landwirten, denen die Belehrung durch Vorträge noch ein fremdes ist, verständlich zu machen. Die Meinungsäußerungen, die sich an den lehrreichen Vortrag schlossen, waren lebhaft, Fragen wurden gestellt und von Herrn Dr. Thiele in lebenswürdiger Weise beantwortet. Später wurde über die beabsichtigte Bildung einer deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaft gesprochen, die Anwesenden bekundeten großes Interesse. Der Ortsgruppe traten zwölf neue Mitglieder bei. Von den Landwirten wurde der Wunsch geäußert, es möchten öfter Vorträge gehalten werden.

Gründung einer Ortsgruppe Janow-Dlechow.

In der Schule zu Janow fand am zweiten Osterfeiertag eine Versammlung deutscher Landwirte statt. Die Herren Wegner und Zundel aus Lodz hatten die Kunde von der Gründung und der ersten Arbeit des „Deutschen Vereins“ zu den deutschen Landwirten in jener Gegend gebracht und die Versammlung vorbereitet. Der Saalraum war bis auf den letzten Platz gefüllt. Lehrer S. Schamul wurde zum Versammlungsleiter gewählt. Herr H. Günther, Lodz, eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in der er auf die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses der deutschen Stadt- und Landbewohner in unserem Gebiet hinwies und ein Bild von der gewaltigen Arbeit gab, die der Bewältigung harret, aber unverzüglich in Angriff genommen werden muß, wenn wir, die Nachkommen jener deutschen Männer, die einst hierhergezogen worden sind um das vernachlässigte Land einem neuen Aufschwung und neuer Kultur entgegenzuführen, nicht noch mehr ins Hintertreffen geraten wollen, als es leider schon der Fall ist. Herr Hugo Neumann-Lodz, sprach erst über den Wert des Vereinswesens im allgemeinen und kam dann auf die völkischen, kulturellen und wirtschaftlichen Vorteile zu sprechen, die durch einen starken deutschen Verein, der dem schwachen Einzelnen Rückhalt und Schutz bietet, errungen werden können. Dann schilderte er die Bedeutung des Genossenschaftswesens und erzählte von den ersten Versuchen des „Deutschen Vereins“, eine deutsche ländliche Genossenschaft ins Leben zu rufen. Seine aus dem Herzen kommenden Mahnworte und Ermunterungen fanden ungeheilte Zustimmung. Herr Lehrer Renert, Dlechow, bekräftigte die Ausführungen der Redner. Er gab einige Bei-

spiele, die bezeugen, wie notwendig es ist, daß auch die Deutschen auf dem Lande sich zu neuer Gemeinschaft verbinden. Die Bildung der Ortsgruppe erfolgte einstimmig. 72 Mitglieder trugen sich in die aufgelegte Liste ein. In den Vorstand wurden folgende Herren gewählt: als 1. Vorsitzender Landwirt Emil Bolke, Janow, als 2. Vorsitzender Landwirt Wilhelm Busse, Dlechow, als Schriftführer Lehrer Adolf Renert, Dlechow, als 2. Schriftführer Lehrer Samuel Schamul, Janow, als Schatzmeister Landwirt Johann Schmölch, Dlechow, als Beisitzer Landwirt August Erstling, Janow, und Landwirt Reinhold Berger, Dlechow. — Herr Fiedler, Lodz, hatte vorher kurz über den Anschluß der „Deutschen Selbsthilfe“ an den „Deutschen Verein“ berichtet. Herr Lehrer Renert sprach den anwesenden Herren vom Vorstand des Hauptvereins den Dank der Verammlungen aus. — Der neuen Ortsgruppe wünschen wir eine gedeihliche Entwicklung!

Versammlungen und Veranstaltungen.

Am heutigen Sonntag, den 30. April, nachmittags um drei Uhr, findet im Schulhause zu Pawlikowice bei Pabianice eine Versammlung zwecks Gründung einer Ortsgruppe des „Deutschen Vereins für Lodz und Umgegend“ statt. — Herr Dr. Thiele (z. Zt. am Hygienischen Institut zu Lodz) wird einen Vortrag über Viehwirtschaft halten.

In Brzeziny findet heute mittag um 12 Uhr in der evangelischen Schule eine Versammlung deutscher Einwohner aus Brzeziny und den benachbarten Kolonien statt, um über die Gründung einer Ortsgruppe des „Deutschen Vereins für Lodz und Umgegend“ zu beraten.

Am Sonntag, den 7. Mai, nachmittags um 3 Uhr findet in Hoshawald (Markowa) bei Pabianice eine Versammlung statt, in der die deutschen Landwirte in Hoshawald und aus den benachbarten Orten über die Gründung einer Ortsgruppe des „Deutschen Vereins für Lodz und Umgegend“ beraten und beschließen werden.

Der „Deutsche Hilfsverein in Pabianice, Ortsgruppe des „Deutschen Vereins für Lodz und Umgegend“ veranstaltet am Sonntag, den 7. Mai einen Kinderunterhaltungsnachmittag. Ein Frühlingspiel „König Lenz“ und ein Märchen sollen aufgeführt werden, Kinderreigen und Gesang sind vorgesehen.

Liebhavervorstellung in Pabianice.

Am vergangenen Dienstag abend wurde das Schauspiel „Dorf und Stadt“ von Charlotte Birch-Pfeiffer von einer Lodzger Liebhaverguppe in Pabianice aufgeführt. Es ist bei Dilettantenvorstellungen häufig so, daß die Handlung schleppend wird oder mißfallende Kleinigkeiten, bedingt durch bühnentechnische Schwierigkeiten, stimmungserstörend wirken, selbst dann, wenn begabte und tüchtige Menschen ihr Bestes geben. Da verdienen denn Spielleiter und Spieler höchstes Lob, wenn es ihrem Eifer und Ernst gelingt, eine gute Gesamtwirkung zu erzielen. Der Lodzger Liebhaverguppe, die sich an ein fünfaktiges Schauspiel heranwagt, kommt manches zu Hilfe. Sie verfügt über ein paar anmutige Talente und über eine Leiterin, die unbestreitbares Geschick bei der Vorbereitung und Spielleitung beweist. So war die Aufführung gut. Die Mitwirkenden — vor allem Frl. Einhorn, Frau Dr. Stenzel und Herr Hesse hielten sich durchweg brav. Da das Stück in Lodz wiederholt wird, behalten wir uns eine eingehende Würdigung der Leistungen der Liebhaverguppe vor. — Der Reinertrag, der im Hinblick auf den vollen Saal der Turnhalle nicht unbeträchtlich sein dürfte, kam der billigen Küche der Pabianicer evangelischen Gemeinde zugute.

Liebhaveraufführung in Lodz.

Heute, Sonntag abend, um 7 Uhr, findet im großen Saal des Männergesangsvereins, Petrikauerstraße 243, die Wiederholung der Liebhaveraufführung „Dorf und Stadt“ von Charlotte Birch-Pfeiffer zugunsten unbemittelter Schüler und der Bücherei des „Deutschen Vereins“ statt. Eintrittskarten zu 3, 2, 1 Mark und 50 Pfg. sind am Saaleingang zu haben.

Der Deutsche Abend

am vergangenen Dienstag nahm einen für alle Teilnehmer anregenden Verlauf. — Am kommenden Dienstag wird die Kapelle des Landsturmbataillons Schweinfurt zum ersten Mal konzertieren. Auch an sonstigen Darbietungen wird kein Mangel sein.

nehmbar ist. Der Marsch ging erst nach Osten über die Dörfer Kalino und Wadzyn; dann wandte er sich nordöstlich. Erst hofften wir, daß man nach Mitternacht zur Ruhe übergehen würde; aber diese Hoffnung schlug fehl; es ward vielmehr die ganze Nacht durchmarschiert. Die Wagen wurden mit abgeblenkten Laternen, alle Lichter waren gelöscht, und die Feldflügel hatten die Feuer ausgehen lassen müssen, um den Feind nicht unseren Marsch zu verraten. Es gab keinen Halt, sofern nicht kleine Stodungen in der Kolonie ihn bedingten; bei solchem unwillkürlichen Aufenthalt gingen die Leute einzeln und zu mehreren in die pärtlich an der Straße stehenden Bauernhütten, umal wenn ein Dorf durchquert wurde, um sich bei der scharfen Kälte etwas zu erwärmen und womöglich ein Glas Tee oder etwas Eßbares zu erhalten. Die Bewohner schliefen aber meist, hatten auch gewöhnlich nichts oder taken wenigstens so. Da das allgemeinere Verlassen der Truppen auf dem Marsche nicht gestattet ist und wider die Manneszucht verstößt, das Betreten der Häuser überdies nicht ungefährlich war, so mußten wir es den Mannschaften leider streng verbieten. Natürlich waren die Leute totmüde; jeder suchte beim kleinsten Halt im Stehen ein Plätzchen zu schlafen. Ich selbst fand, daß man, wenn man muß, im Not auch im Sattel sitzend ein kurzes Schläfchen machen kann; der Gaul schreitet gleichmäßig dahin; bei jedem Halten der Kolonne bleibt er von selber stehen; so kommt man allmählich in einen Halbschlummer, aus dem man nur durch unerwartete Ereignisse aufgeschreckt wird. Unangenehm war, daß schon nach einer knappen Stunde des Reitens im Schritt die Füße trotz der mit Stroh umwickelten Steigbügel zu Eisklumpen erstarrten. Deren, die größere Erfahrung hatten, beugten dem durch Pelzüberzüge über die Stiefel vor — später, im Januar, so bald sich Gelegenheit bot, verschafften wir uns Schafwolle, in die wir die Füße einwickelten. Auch die Kniehücher, die wir nachher aus Heimat geschickt bekommen, erwiesen sich als unentbehrlicher Schutz. Einstweilen erwärmten wir die erstarrten Glieder dadurch, daß wir alle paar Stunden abstiegen und unsere Pferde, die Fügel über den Kopf der Tiere geworfen, führten. Soritten wir, der Major, der Adjutant und ich, an der Spitze

des Bataillons in die Nacht hinein. Manche Kompagnieführer — durchweg Herren der Landwehr oder Reserve, die, im bürgerlichen Berufe Beamte, Juristen u. a. das Reiten wohl nie als Sport betrieben hatten, zogen es daher vor, trotz der damit verbundenen Anstrengungen, die schlechten Wege, besonders bei Tage, zu Fuß zurückzulegen; obgleich sich dies mit ihren militärischen Obliegenheiten schlecht vereinigen läßt, denn man sieht erst im Kriege, wie wichtig es ist, daß womöglich sämtliche Führer beritten sind.

Zimmer schlimmer und gefährlicher gestaltete sich die Lage der auf dem Rückzuge befindlichen Division. „Daß die Uebermacht des Feindes hier, im Osten, gewöhnlich eine drei- bis vierfache war, nahmen wir an; viel später erst erfuhren wir, daß uns in diesen schweren Tagen ein siebenfach stärkerer Feind gegenüber gestanden hatte. Man konnte doch nicht daran zweifeln, daß uns der Weg auf allen Seiten verlegt war. Am letzten Tage hatten wir nur eine verhältnismäßig kurze Strecke hinter uns. Wer das Unhaltbare unserer Lage erkannte, den mochten wohl dunkle Ahnungen beschleichen; und ich erinnerte mich eines der letzten Worte des Majors, das er an mich richtete: „Es gibt Augenblicke“, sagte er mit gepreßter Stimme, „mein lieber W., in denen es Pflicht ist, sich zu opfern.“

In der deutschen Kolonie Wilhelmswald (Borowo) findet eines Abends die entscheidende Beratung statt: der Durchbruch nach Brzeziny wird beschloffen. „Zufällig“ wohnte ich an jenem entscheidenden Abend der Befehlerteilung bei. Es war eine kleine, niedrige Stube in einer erbärmlichen Lehmhütte, in nichts von andern unterschieden. Auf dem Boden lagen, dicht nebeneinander, ein bis zwei Duzend Soldaten in voller Ausrüstung, totmüde, die meisten im Halbschlummer; einige saßen im Hintergrund auf wenigen Holzstammeln am steinernen Herd, sorgten für Wärme und bereiteten Tee als einzige Erquickung. Vorn am Fenster stand der Höchstkommandierende mit seinem Stabe über die Karten gebeugt, beim Scheine einer armlangen Delsung; ein fagerer betagter Herr, aber von nicht geringer Spannkraft. Um den General herum, im Halbkreis eine Anzahl höherer Offiziere, dann die übrigen:

Angehörige aller Waffengattungen, emsig nachschreibend, was für den Einzelnen von Wichtigkeit war. Im ganzen mochten es mehr als sechzig Personen sein, die in der engen Stube versammelt waren. Der Divisionsbefehl ging dahin: es wurde von Borowo aus der Durchbruch nach Norden, nach Brzeziny zu, beschloffen. . . „Das Regiment . . .“, so hatte der General auf erhobene Einwände erwidert, „hält seine Stellung. Sagen Sie Ihren Leuten, Herr Oberst, daß sie nur die Wahl haben zwischen Tod und Gefangenschaft in Sibirien.“ Dieser Befehl war deutlich und es blieb jedem überlassen, sich sein Schicksal auszumalen.“

Einige Stunden später: Die Sonne war herabgekommen, und der schnelle Vormarsch hatte belebend auf die allgemeine Stimmung gewirkt. Der alte Angriffsgeist des preußischen Heeres war wiederum zum Durchbruch gekommen. Jeder wußte: Es geht vorwärts — Gott sei Dank! Nun kann es nicht fehlen. Wie groß der Umschwung unserer Lage war, daß wir im Begriff waren, uns der Umklammerung durch einen tüchtigen Angriff zu entziehen, empfand jeder; aber wir wußten noch nicht, daß das vermeintliche Bestimmen unserer Führung durch einen so glänzenden, unverhofften Sieg gekrönt werden sollte.“

Und abermals nach einigen Stunden: „Das beklemmende Gefühl, das seit Tagen uns infolge der Umschnürung durch die Russen und der völligen Trennung von unseren anderen Heeresteilen bedrückt hatte, war einer frohen Zuversicht gewichen. Bald erreichten uns auch die Nachrichten von dem glänzenden Erfolge unseres schnellen Vormarsches: es hieß, daß 25 russische Geschütze und 64 Maschinengewehre erobert, an 12000 Gefangene gemacht seien; um allen aber die Krone aufzusetzen, wurde noch die Gefangennahme des feindlichen Divisionsstabes durch unser Regiment gemeldet. . . Um drei Uhr marschierten wir in Brzeziny ein; zum zweitenmal: mit wie anderen Gefühlen als das erste mal, der Durchbruch war gelungen; der feindliche Ring zerprengt, dem Gegner obendrein eine vernichtende Niederlage bereitet! — Die Verluste waren, wie sich herausstellte, verhältnismäßig gering.“ (Schluß folgt.)

Spenden.

Der Bücher- und Lesehalle des „Deutschen Vereins für Lohz und Umgegend“ sind seit der letzten Empfangsberichterstattung folgende Spenden zugegangen: Bücher — Von Frau U. Semelle 79 Bücher. Von Herrn C. Gollnick 30 Bücher. Von Herrn v. Ely (Nachtragsspende) 3 Bücher. Von H. v. Jüngersleben 12 Bücher. Von W. A. M. 14 Bücher und 4 Hefte. Von H. Stern 3 Jahrgänge der Woche. Von A. Fiedler 2 Jahrgänge Sonntagsbeilage der Lodzer Zeitung. Einrichtungsgegenstände — Von Frau v. Manitus 2 Fenstervorhänge. Von Fräulein M. Grüner 1 großes Wandbild mit Rahmen und 4 Fenstervorhänge. Von Frau Eichler 1 Tischdecke und 1 Fenstervorhang. Von Herrn v. Manitus 1 Wandspruch. — Allen Spendern herzlichen Dank.

Bermischtes.

Russische Grausamkeiten.

Die Evakuierung.

Das Verderblichste für die Verwundeten waren die Evakuierungen. „Evakuiert“ wurden nämlich nicht nur Genesende, die in die Gefangenenlager geschickt werden sollten, sondern ebenso, und zwar noch viel häufiger, Kranke aus einem Hospital ins andere. Für die meisten begann dies Wandern von Ort zu Ort schon auf dem Kriegsschauplatz. Dort ist es ja verständlich; denn jedes Hospital muß darauf bedacht sein, stets freien Platz für neue Verwundete zu schaffen. Dasselbe setzte sich aber auch innerhalb Rußland fort: man schickte die verwundeten Gefangenen von einer Stadt zur anderen — oft, nach längerem Aufenthalt, ohne daß man den geringsten Grund dafür angeben könnte. Ja noch mehr: innerhalb derselben Stadt gab es zwischen den Hospitälern ein unaufhörliches Evakuieren; man verankerte mit den Gefangenen förmlich Rundreisen durch die Hospitäler. Ich kenne einen gefangenen Offizier, der auf diese Weise durch neun verschiedene Hospitäler in Moskau geschleppt worden ist. Es geschah dabei so planlos, daß die Ärzte eigentlich nie wußten, wohin ihre Patienten geschleppt wurden, und wir die Evakuierten nur zufällig in anderen Lazaretten wiederfinden konnten. Es ließ sich nicht der geringste vernünftige Grund für diese Erscheinung finden; und man kann nur annehmen, daß irgend eine Evakuationskommission oder damit betraute Persönlichkeit für jeden evakuierten Kranken eine bestimmte Summe verdienten und daher die Zahl der Evakuierten ins Unermeßliche vergrößerten.

Dabei geschah das Evakuieren mit großer Rücksichtslosigkeit und Härte: man riß die Kranken aus den Betten, zog ihnen die Hospitalwäsche aus, kleidete sie an (wenn etwas dafür vorhanden war) und ließ sie dann oft stundenlang warten. Solche, die nicht sitzen konnten, ließ man einfach auf der Diele liegen. In einem Falle wurde ein Schwerkranker um 11 Uhr abends aus dem Bett gerissen, im Flur auf die Steinfliesen gelegt und mußte dort bis 9 Uhr morgens warten, da erst dann die Evakuierung wirklich vorgenommen wurde. Der Unglückliche bekam schweren Gelenkrheumatismus.

War es endlich an der Zeit, so schleppte man die Kranken hinaus und legte sie, wenn die Fahrzeuge noch nicht zur Stelle waren, einfach in den Schnee, leicht oder kaum bekleidet, wie sie waren. Der Transport geschah fast immer in kalten Tramwagen. Kam der Kranke am Bestimmungsort an, so wurde er meist zunächst auf die Diele gelegt und mußte wiederum so viele Stunden warten, bis sich ein Platz für ihn fand.

In manchen Hospitälern, wie zum Beispiel im Hospital 1, gab es ein unaufhörliches Hin und Her, Zustromen neuer Gefangener und fast täglich Evakuieren der alten. Auf den Zustand der Kranken wurde keinerlei Rücksicht genommen. Ich sah, daß Kranke mit 40 Grad Fieber während des Winters in offenen Wagen evakuiert wurden, ja sogar ein Sterbender in der Agonie, und ein Bekannter von mir hat noch andere Sterbende beim Transport gesehen. In einem offenen Automobil wurden bei starker Kälte zwei Kranke transportiert, von denen der eine Pocken, der andere die Wundrose hatte. In einem Hospital sah ich einen Soldaten, der den Tetanus glücklich überstanden hatte, und einen anderen mit schwerem Beinbruch. Beiden ging es schon ganz gut. Fünf Wochen später traf ich dieselben in einem andern Hospital, den einen im Sterben, den andern auch schon ziemlich am Ende seiner Kräfte. Der Feldscher, den ich nach ihrem Schicksal befragte, erzählte, sie wären fortwährend evakuiert worden und hätten das nicht überleben können.

Das Schlimmste bei den Evakuierungen war, daß die Gefangenen trotz des russischen Winters ganz ungenügend bekleidet waren. Wie schon gesagt, waren die meisten bei ihrer Ankunft aller warmen Kleidungsstücke beraubt, und die Sachen der übrigen kamen oft in den Hospitälern „abhanden“. Die Hospitalwäsche wurde ihnen aber vor der Evakuierung ausgezogen. Nun bestand allerdings die Bestimmung, daß die zu Evakuierenden genügend warme Kleidungsstücke bekommen müßten. Ich habe es aber nur ein einziges Mal erlebt, daß ihnen hierfür alte zerrissene Soldatenmäntel gegeben wurden. Sonst bekamen sie wohl in einigen Hospitälern Lumpen und statt der Fußbekleidung Wachstuchstreifen, die sie sich um die Füße wickeln konnten, aber auch das nicht immer. Ich habe gesehen, daß ein ganzer Zug Gefangener mit bloßen Füßen durch den Schnee marschierte. Den Kranken fehlten auch die Hosen sehr oft. Ja, ich habe in kalten Tramwagen im Winter Kranke getroffen, die nur ein Hemd anhaten. Eines Nachts fand ich in einem Tramwagen zwölf Schwerverwundete, die teils neben-, teils übereinandergelegt waren, und alle vor Kälte zitterten, weil sie nur leichte Wäsche anhaben, einer von ihnen sogar als einziges Kleidungsstück eine Soldatenhose.

Einen gefangenen Hauptmann, der nach einer Beinwunde noch immer nicht ordentlich gehen konnte und sich beim Gehen mühsam auf Stöcke stützen mußte, sah ich bei einer Evakuierung zu Fuß abmarschieren. Da er keine Hand frei hatte, trug ein mitleidiger Soldat das kleine Rädchen mit seinen Sachen. Kaum hatte das ein russischer Offizier bemerkt, als er sofort befahl, die Sachen liegen zu lassen, da ein russischer Soldat dem Feinde keinen Dienst erweisen dürfe. Der Hauptmann mußte seine Sachen selbst nehmen und, so gut es ging, des Weges weiterhumpeln.

In einem Hospital, das einviertel Kilometer von der nächsten Traminie, die der Evakuationswagen wartete, entfernt war, waren alle Tragbahnen zerbrochen. Die evakuierten Gefangenen mußten daher, ob schwer oder leicht verwundet, diese Strecke zu Fuß gehen. An einem Wintertage sahen wir dort, wie mehrere Schwerverletzte, darunter solche mit gebrochenen Beinen, auf allen vieren kriechend sich durch den Schnee vorwärtsbewegten.

Wir eilten, einen Lastfuhrmann zu besorgen, um die Unglücklichen aufzuladen; aber wir wurden bedrängt, daß wir erst eine schriftliche Erlaubnis haben müßten. Nun mußten wir erst ins Lazarett, wo der Chefarzt uns allerdings sofort die Erlaubnis erteilte, fuhren dann hinter den Kranken her und luden sie auf den Lastwagen. Unterdessen hatten sie schon ein gutes Stück kriechen müssen.

Die Evakuierungen geschahen fast ausschließlich nachts. Als ich einmal einen damit betrauten Offizier fragte, warum das so sei, antwortete er mir: „Es ist doch peinlich, der Bevölkerung zu zeigen, in welchem Zustande wir die verwundeten Gefangenen hin und her schleppen. Daher darf es nicht am Tage geschehen.“

Politische Wochenschau.

Kurz vor Ostern, gerade rechtzeitig genug, um dem deutschen Volke die ohnedies dürftige Feiertagsfreude zu vergällen, hat der Präsident der Vereinigten Staaten durch den amerikanischen Botschafter der deutschen Regierung eine Note überreicht lassen, die von hohem Einfluß auf das Verhältnis der beiden Staaten zueinander werden muß. In der Note wird die Forderung erhoben, die deutsche Regierung möge unverzüglich die Aufhebung der gegenwärtigen Methode des Unterseebootkrieges bewirken, andernfalls müßte mit einem Abbruch der Beziehungen gerechnet werden. In seiner Adresse an die amerikanische Volksvertretung sagt der Präsident, daß er mit schmerzlichem Bedauern zu dieser Entscheidung gekommen sei, daß die Amerikaner aber nicht vergessen dürfen, daß sie in gewisser Weise die Wortführer für die Rechte der Menschlichkeit sind, usw.

Nach dieser einer Drohung gleichkommenden amerikanischen Note wird die Lage allenthalben ernst beurteilt. Aus nahezu allen Äußerungen der deutschen Presse geht hervor, daß Deutschlands Regierung und Volk nicht die Absicht haben, sich neue Feinde zu schaffen. Die aufquellende Bitterkeit über die offenkundig einseitige Stellungnahme Amerikas, das seit mehr als Jahresfrist die Feinde Deutschlands mit Munition und Kriegsmaterialien aller Art versorgt und jede passende und unpassende Gelegenheit wahrnimmt, um Deutschland seiner stärksten Waffe gegen England zu berauben, das nicht nur Krieg gegen die deutsche bewaffnete Macht, sondern einen unerhörten Hungerkrieg gegen das Volk von Greisen, Frauen und Kindern führt, — die mit Recht vorhandene Bitterkeit läßt sich freilich nicht völlig niederhalten.

Noch ist keine Entscheidung gefallen. Man rechnet mit der Möglichkeit einer Beilegung des Konflikts.

Die Kämpfe in Frankreich dauern an. Links der Maas, südöstlich von Hancock haben die deutschen Truppen

feindliche Gräben genommen, ebenso in den Vogesen nordöstlich von Calles. In Flandern und Nordfrankreich kam es an verschiedenen Stellen der Front zu heftigen Kämpfen.

Die Russen erlitten bei Angriffen südlich des Karocz-Sees und südöstlich von Garbunomka blutige Verluste. Auf Dünaburg wurden Bomben abgeworfen. Die Türken, die vor etwas mehr als einer Woche Trapezunt den Russen überlassen mußten, haben an einer anderen Stelle der Front, südlich von Bitlis, in heftigen Kämpfen den russischen Truppen furchtbare Verluste beigebracht.

Am 24. April fand ein Seegefecht vor der Flandrischen Küste statt, das mit dem Rückzug der Engländer endete. Teile der deutschen Hochseestreitkräfte beschossen die Befestigungswerke bei Great Harbourn und Lowestoft. Dann nahmen sie englische kleine Kreuzer und Torpedobootzerstörer unter Feuer. Ein englischer Torpedobootzerstörer und zwei Vorkpostenschiffe wurden versenkt. Eines davon ist der „King Stephen“, dessen Besatzung sich seinerzeit weigerte, die Mannschaft des in Seenot befindlichen deutschen Luftschiffs „E. 19“ aufzunehmen. — Deutsche Luftschiffe griffen die Befestigungen von London, Colchester und Ramsgate an, in der Nacht zum 25. April warf ein deutsches Luftschiffgeschwader Bomben auf die östlichen Grafschaften Englands. Ein englisches Unterseeboot „E. 22“ wurde versenkt. Im Mittelmeer lief das Flaggschiff des englischen Kontreadmirals Fremontle, „Rusell“, auf eine Mine und sank. Die starke Bestückung des Schiffes, die Zahl seiner Besatzung — 800 Mann — seine Größe und seine Verwendung als Flaggschiff beweisen, daß damit die englische Flotte abermals einen großen Verlust erlitten hat. — England hat auch sonst Sorgen. In Irland sind englischfeindliche Unruhen ausgebrochen. In Dublin kam es zu Straßekämpfen.

Auf dem Kriegsschauplatz an der italienischen Grenze wird mit wechselndem Erfolge gekämpft. — In Marseille sind, von den Franzosen begeistert begrüßt, Russen gelandet. Ihre Zahl soll gering sein, die Anwesenheit russischer Soldaten in Frankreich wird als Symbol der vielbesprochenen „einheitlichen Aktion“ aufgefaßt sein. — Unbestimmte Nachrichten besagen, daß auch in Saloniki Russen gelandet wurden. Griechenland soll, nach übereinstimmenden Meldungen, wieder einmal vor ernstlichen Entscheidungen stehen. Ueber Athen, wo die Vierverbandsfreunde mit Benizelos an der Spitze ihre Wählerarbeit tun, ist der Kriegszustand verhängt worden.

Am vorigen Sonnabend traf die Kunde von dem Ableben des bekannten und allgemein verehrten Generalfeldmarschalls von der Goltz ein. Den heldenhaften Mann, der in hohem Alter stand, raffte das Fiebersieber dahin. Er starb im türkischen Hauptquartier. Von den dankbaren Türken soll ihm in Konstantinopel ein Denkmal errichtet werden.

An die deutschen Landwirte.

Den Wünschen deutscher Landwirte entsprechend, bereitet der „Deutsche Verein für Lohz und Umgegend“ gemeinsam mit der „Deutschen Selbsthilfe“ die Schaffung einer deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaft vor. Durch sie will er es den deutschen Landwirten ermöglichen, Aufklärungen über Fortschritte im Landbau zu erhalten, Sämereien, Düng- und Futtermittel, sowie landwirtschaftliche Geräte vorteilhaft zu beziehen. Gegenwärtig kann der Verein bei der Beschaffung von Sämereien, Düng- und Futtermittel behilflich sein. Er wendet sich an alle deutschen Landwirte, ob sie bereits Mitglieder des Vereins sind oder es erst werden wollen, mit dem Ersuchen, ihre diesbezüglichen Wünsche schriftlich oder mündlich zuzugeben. Knochenmehl, Fleischmehl und verschiedene Sämereien, Hirse, Kirs, Erbsen, Lupine und Saradella sind bereits zu haben. Größere Posten Weizen, dessen Anbau lohnend ist und die notwendigen Düngemittel dazu, können abgegeben werden. Deutsche Landwirte richten ihre Bestellungen an den Beauftragten der „Deutschen Selbsthilfe“, Herrn A. Wegner, Lohz, Mittel (Srednia) Straße 175.

Die illustrierte Wochenschrift:
Der praktische Ratgeber
im Obst- und Gartenbau, Frankfurt a. O.
ist die bedeutendste und gelesenste Zeitschrift für Gärtner und Anfänger.
Zu beziehen für 1 Mark vierteljährlich durch jede Postanstalt oder direkt vom Verleger als Felpost für 1 Mark, als Drucksache für 1,50 Mark
Probenummern kostenlos

Car Matz ALLE SORTEN PINSEL
in größter Auswahl.
Bürsten- und Pinsel-Fabrik
Petrikauer Straße Nr. 123.
Bürsten für die Toilette, den Haus- und Fabrikbedarf in bekannter Güte. Neueste Teppich-Rehrmaschinen und Protierbürsten.
Im Groß- und Kleinverkauf konkurrenzlos billige Preise.

Einkaufs- und Verbrauchsverein „Deutsche Selbsthilfe“.
Wir machen unsere Mitglieder darauf aufmerksam, daß wir einen größeren Posten vorzüglichen
holländischen Käse
bezogen haben und preiswert abgeben können. — Jeden Donnerstag wird zum Verkauf gebracht.
Milch,
die von Mitgliedern des Deutschen Vereins auf dem Sa de geliefert wird, wird täglich abgegeben. Die Menge reicht vorläufig nicht aus, um jetzt schon die Zustellung ins Haus einzurichten.
Klappische,
die als Volksnahrungsmittel angeprochen werden können, sind noch vorrätig. Im Laufe der Woche beginnen wir mit der Abgabe von
Schreibmaterialien aller Art.

Das Gefündeste, das es geben kann,
ist häufiges Baden. — Baden Sie in der neu eingerichteten
Badeanstalt von Karl Wolf,
Nikolaistraße 95, Ecke Haupt (Gulwana)straße.
Dampf- und Wannenbäder. Montags und Dienstags von 2-6 Uhr: Römischer Dampfbad, speziell für Damen unter Aufsicht einer Bademeisterin und auf Verlangen einer ausgebildeten Masseuse. Die Badeanstalt ist von 7 Uhr morgens geöffnet.

Gewinne
er Kgl. Sächs. Landeslotterie
ev. 800 000 Mk.
Prämie 300 000 „
Hauptgew. 500 000 „
200 000 „
150 000 „
100 000 „ usw.
Lose: 1/10 1/5 1/2 1/1
Mrk. 5, —, 10, —, 25, —, 50, — p. Klasse
Ziehung I. Klasse: 14. u. 15. Juni 1916
versendet
A. Zapf, Kgl. Lotteriekollekteur.
Leipzig, Brühl 2.

Rechtskonsulent
Paul Siebert,
Perstauerstraße 164,
gibt Ratschläge und fertigt Eingaben an die Behörden an.

Bettfedern = Reinigungs-Anstalt =
Karl Lamprecht,
Mühlstraße 2.

Gesucht wird ein
Büroangestellter
der selbstständig Schriftstücke abfassen kann. Kenntnis des Deutschen erforderlich. Ehrliche Angebote mit Zeugnisabschriften sind an die Stellenermittlung des „Deutschen Vereins für Lohz und Umgegend“ zu richten.

Die „Deutsche Post“ ist das offizielle Organ des „Deutschen Vereins für Lohz und Umgegend“ und der „Deutschen Selbsthilfe“. Die Einzelnummer kostet 10 Pfennige. Die Zeitung kann durch die Abnehmer der Tageszeitungen und durch die Straßenverkäufer bezogen werden, außerdem werden Bezahlerlisten eingeführt. Der Bezahlerpreis für ein Vierteljahr beträgt M. 1.20. Vierteljahresabonnenten werden gebeten, den nachfolgenden Beleg in der Geschäftsstelle der „Deutschen Post“, Evangelische Straße 5, oder dem Zeitungsausdrager abzugeben.
Die Mitglieder des Deutschen Vereins für Lohz und Umgegend und aller ihm als Ortsgruppen oder Körperschaften angehörenden Vereine, der „Deutschen Selbsthilfe“ und der Gewerkschaft „Christlicher Arbeiter“ erhalten die Zeitung gegen ermäßigtes Bezahlgeld. Sie zahlen für den Vierteljahresbezug der „Deutschen Post“ 90 Pfennige. Mitglieder der „Deutschen Selbsthilfe“ werden gebeten, den ihnen in der Verkaufsstelle des Vereins ausgehändigten Beleg auszufüllen. Mitglieder des „Deutschen Vereins für Lohz und Umgegend“ und der „Gewerkschaft Christlicher Arbeiter“ werden gebeten, nachstehenden Beleg auszufüllen und an den Verlag der „Deutschen Post“, Evangelische Straße 5, einzufenden.
Bestellschein.
(Nichtzutreffendes durchstreichen.)
Herr _____
Frau _____
(Mitglied des „Deutschen Vereins für Lohz und Umgegend“)
(„ der „Deutschen Selbsthilfe“)
(„ „ Gewerkschaft Christlicher Arbeiter“)
_____ Straße Nr. _____
wünscht die Zustellung der „Deutschen Post“ zum Bezahlerpreis von
M. 1.20 für das Vierteljahr.
Ab 6.00
Verantwortlicher Herausgeber und Schriftleiter Adolf Eichler.
Druck: Deutsche Staatsdruckereien in Polen.